

5. Abschied von der Leistungsklasse Geschlecht?

»Da die Wahrnehmungs- und Bewertungsstrukturen im wesentlichen ein Produkt der Inkorporierung der objektiven Strukturen sind, erweist sich die Struktur der Distribution des symbolischen Kapitals im allgemeinen als sehr stabil. Und symbolische Revolutionen setzten eine mehr oder weniger radikale Revolution der Erkenntnisinstrumente und Wahrnehmungskategorien voraus.«
(Bourdieu 1998: 175)

Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Feststellung, dass der Sport trotz jahrzehntelanger Bemühungen um Gleichberechtigung und Geschlechtervielfalt eine Sphäre männlicher Dominanz geblieben ist. Anliegen meiner Analysen war und ist es, diese von Cahn als »paradox of progress« (Cahn 2015: 283) beschriebene Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel geschlechtlicher Verhältnisse besser zu verstehen. Mit einer an die Arbeiten Pierre Bourdieus angelehnten, praxeologischen Perspektive habe ich dabei einen theoretischen Zugang gewählt, der es erlaubt, mikro- und makrostrukturelle Perspektiven auf die Reproduktion geschlechtlicher Ordnung des Sports miteinander zu verbinden und folglich individuelle Erfahrungen und Konstruktionen einerseits und überindividuelle Gegebenheiten andererseits im Zusammenhang zu betrachten. Wie in Kapitel 2 verdeutlicht, lassen sich soziale Ein- und Ausschlüsse sowie Über- und Unterordnungen aus einer praxistheoretischen Perspektive als Resultat eines permanenten, konstitutiven Wechselverhältnisses von Struktur und Akteur_in begreifen. Mechanismen und Prozesse der Reproduktion geschlechtlicher Verhältnisse im Sport zu erklären und zu verstehen, bedeu-

tet vor diesem Hintergrund, »subjektive Stellungnahmen« und »objektive Strukturen« gleichermaßen in den Blick zu nehmen. Dies habe ich in der vorliegenden Arbeit in zwei getrennten und dennoch aufeinander bezogenen Analyseschritten getan.

So ging es mir in Kapitel 3 zunächst um einen differenzierten Blick auf das Feld des Leistungssports und um die Frage, wie sich dieses entlang der Kategorie Geschlecht strukturiert. Im Zentrum stand dabei die Geschlechtersegregation des Sports, die Vorstellungen über körperliche Leistungen unmittelbar mit Annahmen über Männer und Frauen, Männlichkeiten und Weiblichkeiten verknüpft und auf diese Weise die im Sport angestrebte Leistungsordnung zu einer immer schon vergeschlechtlichten Ordnung macht. In diesem Sinne fungiert die Leistungsklasse Geschlecht, wie ich zeigen konnte, als eine Struktur, die soziale Akteur_innen entlang heteronormativer Geschlechtervorstellungen ein- und ausschließt und sie zudem in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzt. Geschlecht wird damit jenseits von Leistung zu einem zentralen Zugangs- und Ordnungskriterium des Sports.

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis ging es mir in Kapitel 4 um die Frage, wie sich soziale Akteur_innen in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen im Feld des Sports bewegen und positionieren und wie sie im Zuge dessen die Geschlechterordnung (re-)produzieren. Im Zentrum der empirischen Analysen standen dabei qualitative Interviews mit Athletinnen, die auf (hoch-)leistungssportlichem Niveau in »Männersportarten« aktiv sind. Als »Neulinge« in traditionell männlich dominierten Bereichen sehen sie sich in besonderer Weise mit Annahmen über Geschlecht und geschlechtliche Leistungsfähigkeit konfrontiert. Sie begegnen zum einen Vorbehalten hinsichtlich ihrer Eignung für das Feld – und zwar als Sportlerin; zum anderen laufen sie Gefahr, ihren Status als »normale« Frau zu verlieren.

Als analytisch interessant haben sich in der Folge zwei Strategien der Vergeschlechtlichung erwiesen: Erstens reklamieren die Athletinnen, als vollwertige Teilnehmer_innen des Feldes anerkannt zu werden, indem sie sich gemäß des Leistungsprinzips als passionierte und in Training und Wettkampf kompromisslose Sportlerinnen erzählen. Geschlecht taucht dabei als eine natürliche Gegebenheit auf, die Männer und Frauen mit unterschiedlichen Leistungsvoraussetzungen versieht. Folgen die Athletinnen in ihren Positionierungen einerseits der Vorstellung einer natürlichen männlichen Überlegenheit, so versuchen sie zugleich die im

Sport von Männern und Frauen erbrachten Leistungen in ein relatives und nicht in ein absolutes Verhältnis zueinander zu setzen. Sie folgen damit dem Prinzip des ›separate but equal‹, einer getrennten und doch gleichberechtigten Teilhabe am Sport. Genau dies aber scheitert letztlich an dem in den Strukturen des Sports festgeschriebenen universell gültigen Maßstab des männlich besetzten Originals. Zugespitzt formuliert: Ein Weltmeisterⁱⁿntitel ist kein Weltmeistertitel.

Eine zweite Strategie der Vergeschlechtlichung zeigt sich im Umgang mit dem landläufigen Vorwurf an Sportlerinnen, sie seien ›vermännlicht‹. Wohl wissend, dass sie aufgrund ihres Sportengagements Geschlechtergrenzen überschreiten, erzählen sich die Athletinnen als ›normale‹ Frauen und deklarieren pejorative Anrufungen als Mannweiber und (Kampf-)Lesben als Klischee und Vorurteil. Verbunden damit ist der Versuch, nicht nur die eigene Person, sondern die gesamte Sportart aufzuwerten und ihr mehr gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen. Die Positionierung als eine mit heteronormativen Weiblichkeitsvorstellungen kompatible Sportart hat jedoch, wie ich am Beispiel des Frauenfußballs aufzeigen konnte, eine Hierarchisierung des Frauensports ›nach innen‹ zur Folge. Denn Weiblichkeiten, die nicht mit heteronormativen Geschlechtervorstellungen konform sind, werden im Zuge dessen marginalisiert und ausgeschlossen.

Es wäre nun zu kurz gegriffen, die Strategien der Sportlerinnen nur in der Perspektive ihrer die Geschlechterordnung des Sports reproduzierenden Wirkung zu betrachten. Zentral ist vielmehr anzuerkennen, dass sich in den Positionierungen der Athletinnen das »spielerische Gespür« zeigt (Bourdieu 1992: 83), das es ihnen überhaupt erlaubt, in einem Feld aktiv und – gemessen an dem, was strukturell möglich ist – erfolgreich zu sein. Analytisch-theoretisch betrachtet aber bleibt festzuhalten, dass in den Konstruktionen der Athletinnen immer wieder die dem Leistungssport zugrundeliegende Geschlechtersegregation als ein wesentliches, limitierendes Moment der Bemühungen um geschlechtliche Gleichberechtigung und Vielfalt aufscheint. Den besonderen Gewinn einer praxeologischen Perspektive sehe ich an dieser Stelle darin, dass sie einerseits erlaubt, »unendlich viele und (...) relativ unvorhersehbare Praktiken« sozialer Akteur_innen in den Blick zu nehmen, sie deren »Verschiedenartigkeit« aber andererseits als begrenzt und als Ergebnis des sozial Möglichen, in diesem Fall des im Leistungssport Möglichen, betrachtet (Bourdieu 1993: 104).

Die Erkenntnis nun, dass die Geschlechtersegregation des Sports ein wesentliches Element der Reproduktion einer heteronormativ-hierarchischen Geschlechterordnung ist, noch dazu eine formalisierte, legt die im Titel dieses Schlusskapitels aufgeworfene Frage nahe: Sind Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechtervielfalt im Sport nur denkbar, wenn wir – Sportsoziolog_innen und Geschlechterforscher_innen ebenso wie Akteur_innen des Sports – uns von der Leistungsklasse Geschlecht verabschieden?

Mit dieser Frage schließe ich an eine Reihe von Publikationen an, auf die ich im Rahmen dieser Arbeit bereits Bezug genommen habe und die dezidiert Kritik an einer strikt geschlechterbinären Wettkampfstruktur und der unmittelbar damit verbundenen Vorstellung eines »level playing field« üben (Sullivan 2011: 415, Love 2014, McDonagh/Pappano 2008, Milner/Braddock II 2016). Es sei eine Illusion, so die Autor_innen, dass Chancengleichheit im Sport überhaupt möglich sei. »The fact is the playing field has never been level. There will always be genetic variations that provide a competitive edge for some athletes over others.« (Sullivan 2011: 414) schreibt Sullivan in diesem Zusammenhang. Chancengleichheit, so ihr Argument, sei weder zwischen den Geschlechtsklassen noch innerhalb ihrer möglich, und getrennte Männer- und Frauenwettbewerbe daher nicht mit der Fairnesslogik zu legitimieren. Das von Sportorganisationen so hoch gehaltene Prinzip der Chancengleichheit sei folglich ein »Mythos«, der ausschließlich dazu diene, ein geschlechterbinäres Klassifizierungssystem intakt zu halten und damit einhergehende Diskriminierungen in den Hintergrund zu rücken (ebd. 415).

Diese Kritik wiederum greifen Arbeiten auf, die sich zum Ziel setzen, die Leistungsklasse Geschlecht zu überdenken. Die hierzu zirkulierenden Ansätze sind in ihrer Ausrichtung und »Radikalität« sehr unterschiedlich und ranken von moderaten Variationen der Leistungsklasse Geschlecht bis zu einem kompletten Verzicht auf geschlechtersegregierte Strukturen. So schlägt Markovits (2011) vor, in Teamsportarten ausschließlich gemischtgeschlechtliche Teams an den Start gehen zu lassen und durch die vermehrte Sichtbarkeit von Frauen die männliche Dominanz beispielsweise im Fußball zu durchbrechen. Travers/Deri (2013) wiederum verdeutlichen am empirischen Beispiel einer »transinclusive softball-league«, wie eine Wettkampfstruktur aussehen kann, die nicht an einer strikt binären Geschlechterdifferenz festhält. Sowohl Markovits als auch Travers/Deri stellen in ihren Überlegungen nicht die Frage der Fairness in den Vorder-

grund, sondern vielmehr die Kriterien der Inklusion und der Anti-Diskriminierung. Etwas anders ist dies bei Tännsjö (2000) und Tamburrini/Tännsjö (2005). So schlägt Tännsjö vor, gänzlich auf die Geschlechtersegregation im Sport zu verzichten und anstelle dessen unter anderem weitere Gewichts- und Körpergrößenklassen einzuführen. Frauen, so seine These, erhielten erst dann die Chance, gegen Männer zu gewinnen und ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen (Tännsjö 2000: 115). Die Kritik, dass Frauen ohne die Leistungsklasse Geschlecht in den meisten Sportarten trotz alternativer Klassifizierungen ins Hintertreffen geraten würden, greift Tännsjö gemeinsam mit Tamburrini in dem so genannten »Bio-Amazon-Project« auf (Tamburrini/Tännsjö 2005, Tamburrini 2014). Die beiden Autoren stellen darin die Frage, inwiefern es nicht dem »genetisch benachteiligten« Geschlecht (d.h. Frauen) bei gemeinsamen Wettkämpfen erlaubt sein sollte, mithilfe gentechnologischer Verfahren diesen Nachteil wettzumachen und so ihren Körper den »Marktanforderungen« des Sports anzupassen (Tamburrini/Tännsjö 2005: 183) – keine geschlechtersegregierten Wettkampfklassen, dafür aber getunte, legal gedopte Sportlerinnenkörper.

Wenngleich vor allem die letztgenannten Ansätze utopisch und darüber hinaus ethisch gewagt scheinen, halte ich das Nachdenken über alternative Leistungsklassen und Wettkampfsysteme für sportpolitisch relevant. Denn spannend wird in den kommenden Jahren sein, wie die IAAF und das IOC mit dem in Kapitel 3 thematisierten Urteil des Internationalen Sportgerichtshofs umgehen werden; insbesondere dann, wenn dieser nach Ablauf der Zweijahresfrist an der Entscheidung festhält und die seit 2011 gültigen *Hyperandrogenism Regulations* auch weiterhin aussetzt. Es ist nicht anzunehmen, dass die Sportverbände sich in der Folge von der Leistungsklasse Geschlecht distanzieren. Allerdings müssten sie sich erneut mit der Frage geschlechtlicher Vielfalt auseinandersetzen, und im Zuge dessen kommen geschlechtertheoretisch fundierte Ideen und Vorschläge für neue Klassifizierungssysteme potenziell jenen Athlet_innen zugute, die sich bisher aufgrund ihres Geschlechts beziehungsweise ihrer Geschlechtlichkeit im Sport diskriminiert sehen.

Mir geht es abschließend jedoch nicht um konkrete Vorschläge für alternative Leistungsklassen, sondern vielmehr um die Frage, was geschlechtertheoretische und sportsoziologische Forschungen auf einer epistemologischen Ebene zu Fragen der Chancengleichheit und zu einer antidiskriminierungspolitischen Vision des Sports beitragen können.

So schließt sich in meiner Perspektive an die Feststellung, dass die Geschlechtersegregation nicht Gleichheit, sondern Hierarchie produziert, die Frage an, wie Gleichheit im Sport überhaupt gedacht werden kann. Was meint es, im Sport gleich zu sein? In den Debatten um die Zugangsberechtigung zur Leistungsklasse der Frauen zeigt sich nicht nur, wie aktuell diese in feministischen Debatten seit langer Zeit diskutierte Frage ist. Deutlich wird zudem, dass Vorstellungen über (Chancen-)Gleichheit immer auch mit dem Begriff der Differenz verwoben sind; und zwar im Fall des Sports zunächst mit dem der *Geschlechterdifferenz*.

Spannend erscheint mir die Frage, wie sich Visionen von Gleichheit im Sport entwickeln und verändern. Welche Vorstellungen von Gleichheit und auch von Gleichberechtigung finden sich in Reglements und Bestimmungen des Leistungssports, in sportpolitischen Programmen von Organisationen und nicht zuletzt bei den sozialen Akteur_innen des Feldes? Aus soziologisch-geschlechtertheoretischer Perspektive schließt sich daran unweigerlich eine Analyse der mit diesen Vorstellungen verbundenen Konstruktionen von Differenz beziehungsweise Geschlechterdifferenz an. Dies wiederum setzt voraus, dass Forscher_innen die von ihnen verwendeten Begriffe von Gleichheit und Differenz kritisch hinterfragen und erkenntnistheoretisch reflektieren. Gleichheit und Differenz sind in diesem Sinne nicht nur »analytische bzw. deskriptive Kategorie[n]«, sie müssen auch als »kritisch normative Kategorie[n]« gedacht und berücksichtigt werden (Maihofer 2013: 34). Mit anderen Worten: Es geht darum, dass auch Sportsoziolog_innen und Geschlechterforscher_innen Visionen von Gleichheit im Sport entwickeln und damit ihren ›Ort der Kritik‹ offenlegen und die Frage beantworten, *welchen* Sport und *wie* sie Sport imaginieren.

Gleichheit und Differenz in diesem Sinne normativ zu denken, darf dabei jedoch nicht bedeuten, hinter ein (de-)konstruktivistisches Geschlechterverständnis zurückzufallen. Es geht nicht um ein Nachdenken über Gleichheit und Differenz nur mit Blick auf Männer und Frauen. Vielmehr geht es um die Frage, wer eigentlich als gleich und wer als »anders« gedacht wird. Wie konstituiert sich die Gruppe der »Gleichen« und die der »Differenten«? Dabei gilt es, wie Martin (2015) anmahnt, die Tendenzen der Sportsoziologie, in ihren Ungleichheitsanalysen Differenzen zu homogenisieren, zu normalisieren und zu essentialisieren, nicht aus dem Blick zu verlieren: »The politics of identity in sociology of sport research needs to be aware of the implicit tendency to homogenize-nor-

malize-essentialize differences between ›others‹ in order to classify it and to fight for its visibilization.« (Martin 2015: 545) Die Sportsoziologie muss in diesem Sinne offener sein für das, was im Sport *nicht* sichtbar ist. Dann besteht die Möglichkeit, jenseits der in der Leistungsklasse Geschlecht festgeschriebenen Geschlechtlichkeiten auch andere Diskriminierungsmuster zu erkennen. Das Zustandekommen von körperlichen Leistungen rückt dann nicht als Resultat einer wie auch immer gearteten physischen Materialität in den Blick, sondern als Ergebnis des sozial Möglichen und Denkbaren. Wer hat überhaupt die Möglichkeit, unter welchen Bedingungen, wann und warum, sportliche Leistungen zu erbringen? In der Auseinandersetzung mit dieser Frage leistet die geschlechtertheoretische Sportsoziologie in meiner Perspektive einen wichtigen Beitrag zu sportpolitischen Debatten, die letztlich darüber entscheiden, wie Gleichheit und Differenz im Sport nicht nur gedacht, sondern gelebt werden.

